

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

SAUERLÄNDER

KAI MEYER

SERAFIN

Das Kalte Feuer

 SAUERLÄNDER

Der Merle-Zyklus von Kai Meyer:
Merle. Die Fließende Königin (Buch 1)
Merle. Das Steinerne Licht (Buch 2)
Merle. Das Gläserne Wort (Buch 3)
Serafin. Das Kalte Feuer (Buch 4)



Originalausgabe
Erschienen bei FISCHER Sauerländer

© 2020, Fischer Kinder- und Jugendbuchverlag,
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Jana Heidersdorf
Covertypographie: Birgit Gitschier

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7373-5678-7

Bei Neumond, in der Nacht der leeren Kanäle, wartete Serafin in seinem Versteck am Ufer, bis die Patrouille der Stadtgarde vorbeimarschiert war. Erst als die Schritte der Soldaten nicht mehr zwischen den Häusern widerhallten, huschte er hinaus auf die schmale Steinbrücke, verknötete das schwarze Seil am Geländer und begann seinen Abstieg in den ausgetrockneten Kanal.

Der schlammige Boden lag gut drei Meter unter ihm. Serafin hätte springen können, aber das Risiko, mit dem Aufprall die Gardisten zu alarmieren, war zu groß. Falls sie zurückkehrten und ihn bemerkten, würden sie ohne Vorwarnung das Feuer eröffnen. Auf das Plündern der leeren Kanäle stand seit Jahren die Todesstrafe.

Seine goldene Katze Cagliostra schwebte aus dem Nachthimmel herab auf das Brückengeländer, legte ihre gefiederten Schwingen an und blickte Serafin mit glühenden Augen an.

»Die nächste Patrouille wird in drei Minuten hier sein«, erklang ihre Stimme in seinem Kopf. »Sie kommen von Westen.«

»Wie viele sind es?«, flüsterte er. Damit Cagliostra ihn verstand, hätte es ausgereicht, die Frage zu denken, doch dabei vermischten sich die Worte oft mit anderen Dingen. Er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben,

dass klare Ansagen die Katze eines Tages dazu bringen könnten, ihm wenigstens gelegentlich zu gehorchen.

»Nur drei. Alle tragen Gewehre. Es sind dieselben, die vorhin auf den Dummkopf im Rio de San Anzolo geschossen haben.«

»Kannst du sie ablenken?«

»Damit sie mich abknallen? Träum weiter.«

»Komm schon, Cagliostra.«

»Auf keinen Fall.« Mit wenigen Schwingenschlägen flog sie ans Kanalufer, ließ sich geschmeidig auf der Steinkante nieder und leckte sich die Vorderpfote. *»Ich bin Kundschafterin, keine Kämpferin. Meine vordringlichste Wesensart ist Eleganz, nicht Gewalt.«*

Er seufzte. *»Was verlangst du?«*

»Ein eigenes Kissen.«

»Wir haben nur zwei. Mama ist krank, sie kann nicht –«

»Ihres will ich gar nicht.«

»Das ist Erpressung.«

»Dein Kissen. Einen Monat lang.«

»Lieber lass ich mich erschießen.«

»Tu dir keinen Zwang an.« Vordergründig lenkte sie ihre Aufmerksamkeit von der rechten auf die linke Pfote, doch ihre grünen Augen blickten immer wieder wachsam zur Brücke und zur Gassenmündung hinüber. Irgendwo in der Ferne peitschten Schüsse.

»Eine Woche«, wisperte er aus dem Kanal zu ihr hinauf.

»Abgemacht.« Schlagartig verlor sie das Interesse an

ihrer Körperpflege, breitete die Schwingen aus und stieß sich ab. In einer sanften Kurve segelte sie über Serafin hinweg, stieg steil nach oben und bog in die Gasse.

»Eine Woche«, wiederholte sie.

Pass auf dich auf!, dachte er.

Hier unten im Kanal war es nahezu stockfinster. Serafin tastete sich ein Stück weit nach Süden vor, der Einmündung in den Canal Grande entgegen. Seine Stiefel versanken bis zu den Knöcheln im Morast, bei jedem Schritt bestand die Gefahr, dass sie stecken blieben. Wenn sich sein Rucksack in den nächsten ein, zwei Stunden mit Fundstücken füllte, würde er noch tiefer einsinken. Um in dem stinkenden Schlick überhaupt etwas zu finden, musste Serafin allerdings seine Lampe anzünden, und das war nur möglich, solange keine Gardisten in der Nähe waren. Lichtschein inmitten der Finsternis war noch immer die beste Zielscheibe.

In den Canal Grande, Venedigs breiteste Wasserstraße, zog es die meisten Schlammsammler. Er war tiefer als die übrigen Kanäle und übersät mit Unrat und Wrackteilen, die Deckung vor den Kugeln vom Ufer boten. Andererseits hielten sich am Canal Grande die meisten Soldaten auf, und ihre Schüsse bellten die ganze Nacht hindurch.

Einmal im Monat, wenn sich der Neumond hinter dem Horizont verbarg, verschwand mit seinem Licht auch das Wasser aus Venedigs Kanälen. Ein paar Stunden lang wurden die Schneisen zwischen den Häusern und Palästen zu Straßen aus schwarzem Morast und ga-

ben preis, was auf ihrem Grund lag: Berge von Abfällen, aber auch die Überreste versunkener Boote und Gondeln; verlorene Kleinode, die über Bord gegangen waren; fortgeworfene Schmuckstücke enttäuschter Liebender; und immer wieder Knochen, manche uralt, andere von erschossenen Schlammsammlern.

Nicht die Gezeiten waren der Grund für die leeren Kanäle. Anders als bei Ebbe zog sich das Wasser bei Neumond nicht allmählich zurück. Vielmehr löste es sich von einem Augenblick zum nächsten buchstäblich in Luft auf. An den Rändern der Stadt, wo Venedigs Kanäle in die offene Lagune mündeten, stand das Wasser dann wie abgeschnitten als wabernde Wand am Ende der tiefen Schneisen.

Niemand kannte den Grund für dieses Phänomen, obwohl sich Generationen von Gelehrten die Köpfe darüber zerbrochen hatten. Berechnungen waren angestellt, magische Traktate konsultiert, Beobachtungen vorgenommen und Bücher darüber geschrieben worden – ohne überzeugendes Ergebnis.

Keiner konnte vorhersagen, wie lange das Wasser verschwunden blieb. Mal nur zwei Stunden, mal die halbe Nacht. Derweil wagten sich Dutzende Schlammsammler hinab in die sumpfigen Kanäle, um nach Gegenständen von Wert zu suchen. Legenden rankten sich um Bootsladungen aus Gold und Edelsteinen, um kostbare Gläser und wertvolle Waffen, die einst im Labyrinth der venezianischen Kanäle versunken waren. Meist jedoch fanden Sammler wie Serafin nur billigen Tand, mit viel

Glück ein paar Münzen. Selten reichte die Ausbeute, um bis zum nächsten Neumond davon leben zu können.

Doch anders als die übrigen Schlammsammler hatte Serafin es nicht allein auf versunkene Schätze abgesehen.

»Hier wirst du die Windklinge nicht finden«, sagte Cagliostro.

Serafin sah kurz auf, bemerkte über sich das vertraute Flattern in der Dunkelheit und hob die kleine Glaslaterne von dem Haken an seinem Gürtel.

»Die Gardisten sind geflohen«, sagte die Katze. »Ich hab sie in die Flucht geschlagen.«

»Natürlich.« Er schmunzelte verstohlen. »Sie sind vorher abgebogen, oder?«

»Der Anblick meiner Zähne war zu viel für sie.«

Cagliostro hatte zwei makellose Reihen menschlicher Zähne. Wenn ihre katzige Zungenspitze darüber hinwegglitt, sah das in der Tat beunruhigend aus.

»Ich mach jetzt die Lampe an«, flüsterte er. »Bleib in der Luft und halt die Augen offen.«

Das Gefieder an ihren Flügeln raschelte, als sie die Richtung wechselte. Serafin hoffte, dass sie sich nicht von Ungeziefer ablenken ließ. Sie sei nicht mehr in dem Alter, in dem man jedem Wollknäuel hinterherjage, hatte sie einmal erbost erklärt. Angeblich war sie hundertundsieben Jahre alt.

Mit links hob er die Laterne vor sein Gesicht, hielt die rechte Hand neben das Glas und schnippte mit den

Fingern. Der Docht glühte kurz auf und fing Feuer. Fahler, gelber Schein fiel über Serafins Züge. Vor ein paar Jahren hatte er herausgefunden, dass sein Fingerschnippen Kerzen und Laternen entzünden konnte. Eines seiner nützlicheren Talente, fand er, obwohl er gelegentlich Albträume davon hatte: Dann sah er sich beim Schlamm sammeln hilflos von Hunderten Flammen umgeben, und aus allen Richtungen prasselten die Schüsse der Gardisten auf ihn ein.

»*Die Luft ist rein*«, meldete Cagliostra aus der Dunkelheit über ihm.

»Los geht's.«

Ein paar Minuten lang stapfte er durch den Morast und schwenkte die Laterne knapp über dem Boden. Abgesehen von ein paar toten Fischen war die Schlammfläche leer. Rechts und links gab es bald keinen Gehweg mehr, die hohen Fassaden der Häuser wuchsen unmittelbar aus dem Kanal empor. Ohne das Wasser waren die engstehenden Pfahlreihen zu sehen, auf denen ein Fundament aus Backsteinen und istriischem Marmor ruhte. Darauf wiederum waren die Gebäude errichtet worden; die übliche Bauweise auf den Inseln der Lagune.

Falls jemand hinter ihm auf der Brücke auftauchte, gäbe es für Serafin nur noch die Flucht nach vorn. Keine fünfzig Meter entfernt lag die Mündung des Canal Grande.

Stimmen wehten heran.

»Woher kommen die?«

»Bleib, wo du bist. Und mach die Laterne aus.«

Er öffnete den Glaskäfig und löschte die Flamme. Sofort verschlang ihn die Finsternis.

»Sie können dich nicht sehen.«

Sagst du, dachte er.

»Sie sind im Canal Grande, aber ziemlich weit draußen.«

Jetzt meinte er, die Katze schemenhaft über der Einmündung flattern zu sehen, gleich darauf hörte er wieder das hektische Schlagen ihrer Flügel. Cagliostro war nicht besonders geschickt darin, wie ein Greifvogel in der Luft zu verharren. Einzig aus Sturheit versuchte sie es trotzdem immer wieder.

»Ich glaube, das sind Offizielle.«

»Mist.«

»Aber sie biegen nicht in deine Richtung ab.«

Offizielle Schlammsammler arbeiteten für den Stadtrat und die Glasbrennergilde, wurden von den Gardisten nicht behelligt und hatten die Erlaubnis, jedem illegalen Sammler die Kehle durchzuschneiden. Nur verurteilte Mörder erklärten sich bereit, für die Gilde in die leeren Kanäle zu steigen; es gehe ihnen nicht ums Sammeln, hieß es, sondern einzig darum, ungestraft ihre Grausamkeit auszuleben. Schauermärchen, höhnten manche, aber Serafin hatte schon aus der Ferne mitangesehen, wie andere Schlammsammler den Offiziellen in die Hände gefallen waren. Auch davon träumte er bisweilen, vor allem in den Nächten unmittelbar vor Neumond.

»Wie viele?«, fragte er.

»Fünf oder sechs.«

»Nicht gut.«

»Sie ziehen weiter den Canal Grande hinauf. Warte noch eine Minute, bis sie wirklich weg sind.«

Das tat er, weil das Wasser noch keine Stunde lang verschwunden war und noch nie innerhalb so kurzer Zeit zurückgekehrt war. Die ersten beiden Stunden galten als einigermaßen sicher. Erst dann wurde jede Minute zu einem Glücksspiel auf Leben und Tod. Kam das Wasser zurück, tat es das innerhalb von Sekunden. Niemandem blieb dann Zeit, um ans Ufer zu klettern. Wer sich bei der Rückkehr des Wassers im Kanal aufhielt, schaffte es nicht lebend ins Trockene.

»So«, sagte bald darauf Cagliostro, »jetzt sind sie weit genug entfernt.«

Serafin schnippte mit den Fingern, und die Flamme erwachte wieder zum Leben. Eine Weile suchte er ungestört den schwarzen Morast nach Gegenständen ab, für die ihm seine Hehlerin ein wenig Geld und vor allem Medizin für seine Mutter geben würde.

Dass er die Windklinge an diesem Ort finden würde, hielt er für unwahrscheinlich, trotzdem gab er die Hoffnung nicht auf. Eines Nachts mochte sie vor ihm im Dreck liegen: ein unscheinbarer Dolch, dem die Macht innewohnte, die Stürme zu teilen. Jeder Kapitän würde ihm dafür ein Vermögen bieten. Aber Serafin hatte andere Pläne.

»Was treibst du, Cagliostro?«

»Ich fange Mäuse und fress mich fett.«

»Und wirklich?«

»Bin ich über dir und pass auf dich auf.«

Er blickte kurz nach oben, sah ein goldenes Schimmern zwischen den Backsteinwänden vorüberziehen und schenkte ihr ein Grinsen. Sogleich konzentrierte er sich wieder auf seine Suche, jetzt mit Hilfe einer kleinen Harke. Sie brachte etwas zum Vorschein, das ein Armreif sein mochte, außerdem zwei Kupfermünzen und ein verbogenes Brillengestell. Alles landete unsortiert in seinem Rucksack.

»Ich schau mich noch mal da draußen um.« Cagliostra schwebte aus der schmalen Mündung hinaus über den Canal Grande. Irgendwo ertönten wieder Schüsse. Sie gehörten zur Neumondnacht wie Düsternis und Mordergeruch zum Labyrinth der engen Gassen.

Serafin hielt inne, streckte seinen verspannten Rücken und legte den Kopf in den Nacken. Kurz schloss er die Augen und dachte an seine Mutter, die mit jedem Tag ein wenig blinder wurde. Die Medizin, die er von seiner Hehlerin bekam, verlangsamte das Fortschreiten der Krankheit, konnte sie aber nicht aufhalten. Einmal im Monat stieg er in die Finsternis der Kanäle hinab, um seine Mutter so lange wie möglich vor *ihrer* Finsternis zu bewahren. Er hatte ihr nie gesagt, woher er die Medizin bekam und was er dafür tun musste, und wenn sie ihn danach fragte, dachte er sich Ausflüchte aus und hatte dennoch das Gefühl, dass sie die Wahrheit ahnte.

Abermals Schüsse. Irgendwo ein Schrei. Dann plötzliche Stille.

Serafin öffnete die Augen.

Die Umgebung hatte sich verändert, die Sicht war seltsam diffus. Als ein Fischschwarm an ihm vorüberzog, verfiel Serafin in Panik, wollte sich vom Boden abstoßen, nach oben schwimmen – bis ihm klarwurde, dass er atmen konnte. Das hier war nicht die Wirklichkeit. Das Wasser war keineswegs zurückgekehrt, auch wenn seine Augen ihm das vorgaukelten. Tageslicht fiel in die Kluft zwischen den Häusern und brach sich glitzernd auf dem Schuppenkleid der Fische.

Wie in einem Traum – denn das *musste* es sein – setzte er einen Fuß vor den anderen und näherte sich der Mündung. Das Wasser war viel zu klar, er konnte fast hinaus in die Weite des Canal Grande blicken, sah noch mehr Schwärme und wogende Pflanzen und dahinter das Wrack einer Gondel, halb versunken im Schlick. Sein Herzschlag raste vor Aufregung, während er durch silberne Lichtkaskaden wanderte, Strahlen, die ihn wie Finger berührten und sich seltsam vertraut anfühlten. Und dann zog genau über ihm der Rumpf eines Segelschiffs vorüber, mit algenverkrustetem Kiel und Schaum vor dem Bug wie ein Ungeheuer aus den Tiefen der Adria.

Auf genau so einem Schiff war einst sein Vater als Kapitän in See gestochen und nicht zurückgekehrt. Serafin, damals noch keine zehn Jahre alt, hatte am Kai gestanden und darum gebettelt, ihn begleiten zu dürfen. »Ich mache dir einen Vorschlag«, hatte sein Vater mit breitem Lächeln gesagt. »Wenn du mir die Windklinge

bringst und ich mit ihr die großen Stürme teilen kann, nehme ich dich beim nächsten Mal mit.«

Es hatte kein nächstes Mal gegeben. Heute war Serafin siebzehn, und wenn er ehrlich zu sich war, glaubte er nicht mehr an die Windklinge und an ihre Macht über die Stürme. Trotzdem suchte er weiter danach, suchte sie in jedem verdamnten Kanal, weil sie mehr war als irgendein Zauberdolch – das Symbol seiner Hoffnung auf ein anderes Leben. Eines mit einer Aufgabe, die über Schlamm sammeln und Taschendiebstahl hinausging.

»*Stehen bleiben!*«, rief Cagliostra.

Über ihm glitt das Schiff weiter stadtauswärts, und wieder wurde Serafin von grellem Licht umfassen. Wärme durchflutete ihn, und die Fische umtanzten ihn in wirren Schleifen, brannten leuchtende Spuren in sein Sichtfeld.

»*Keinen Schritt weiter!*«

Abrupt kehrte die Finsternis zurück, schmerzhaft fast und wie ein Gewicht auf seinen Schultern. Die Vision vom Wasser verblasste mit den Fischen und der vagen Erinnerung an ein Schiff, das wieder einmal ohne ihn hinaus in die Welt gesegelt war.

»*Du kannst nicht einfach mit der Laterne in den Canal Grande spazieren*«, wies Cagliostra ihn zurecht, die offenbar nichts von alledem gesehen hatte.

Katzen hatten ihre eigenen Träume, und vermutlich galt das erst recht für geflügelte, sprechende und goldgefiederte Exemplare.

Ihm wurde bewusst, dass er am Ende des Seitenkanals stand, einen Schritt von der Stelle entfernt, an der die Schneise in den Canal Grande übergang. Der Boden war leicht abschüssig, der Schlamm schien schwarze Stufen zu bilden, die träge ineinanderflossen.

Er blies die Flamme aus und war für Sekunden blind, während sich seine Augen allmählich wieder an die Dunkelheit gewöhnten. So kurz vor dem Südende fächerte der Canal Grande ein wenig auf, an dieser Stelle war er fast hundert Meter breit. Sein schlammiger Grund war eine Landschaft aus Schwarz und Grau. In vielen Palästen am Ufer brannten Lichter. In ihren Fenstern sah Serafin die Silhouetten von Schaulustigen, die trinkend und feiernd darauf warteten, dass einmal mehr das Feuer auf ein paar arme Schlucker im Kanal eröffnet wurde. Allzu viel erkennen konnten die Herrschaften in der Finsternis bestimmt nicht, aber als Nervenkitzel reichte ihnen die Gewissheit, dass dort unten im Schlamm wieder einmal jemand um sein Leben kämpfte.

»*Ich hab was gefunden*«, sagte Cagliostra in seinen Gedanken.

»Was Brauchbares?«

»*Eher was Interessantes.*«

»Wo ist es?«

»*Draußen im Kanal. Du musst nach rechts gehen, an den Fundamenten der Häuser entlang, ungefähr vierzig Schritt weit.*«

Serafin verhakte die Laterne an seinem Gürtel, stapfte

ein Stück weit die Schräge hinunter und wandte sich nach rechts. Der Schein aus den Fenstern reichte nicht so weit herab, und weiter oben gab es an dieser Stelle keinen Gehweg, auf dem Gardisten hätten lauern können. Seine Stiefel verursachten schmatzende Geräusche, deshalb bewegte er sich so langsam und vorsichtig wie nur möglich. Der Schlamm schien gierig an seinen Füßen zu saugen.

Erzähl, bat er die Katze wortlos.

»Du kannst es gleich sehen. Und dann entscheide selbst.«

Was denn entscheiden?

»Was davon zu halten ist. Und was du tun willst.«

Katzen und ihre Geheimniskrämerei, dachte er, ohne den Gedanken direkt an Cagliostro zu richten. Sie fing ihn trotzdem auf wie eine der Fliegen, nach denen sie so gern am offenen Fenster schnappte.

»Es ist –«, begann sie.

»Ich seh's schon«, fiel er ihr flüsternd ins Wort.

An der Wand aus Pfählen, auf der die Fassade des Palazzos stand, lehnte ein mannshoher Spiegel. Einer von der Sorte, wie sie in den Ankleiden feiner Damen hingen, groß genug, um sich von Kopf bis Fuß darin zu betrachten, in Abendgarderobe und mit Hut. Der barocke Rahmen war mit üppigen Verzierungen geschmückt, schlammverkrustet wie alles, was auf dem Grund der Kanäle gelegen hatte. Unter dem Schmutz lugte abblätternde Goldfarbe hervor, auf der sich der Schein ferner Lichter brach. Die Spiegelfläche selbst reflektierte trüb die erleuchteten Fenster des gegenüber-

liegenden Ufers, leicht verzerrt von Haarrissen im Glas und Schlieren aus Dreck.

Der Spiegel war viel zu schwer, als dass Serafin allein ihn hätte tragen können. Darum richtete er sein Interesse auf das, was davor im Schlamm lag, eine Erhebung, nein, zwei. In der Düsternis konnte er auf diese Entfernung keine Einzelheiten erkennen.

Ich brauche Licht, dachte er.

»Keine gute Idee«, sagte Cagliostra. »Ich kann dir beschreiben, was da liegt.«

Er ahnte es bereits und wollte trotzdem Gewissheit haben. Statt die Laterne anzuzünden, stapfte er durch die Dunkelheit, bückte sich und streckte behutsam die Hand nach einer der Wölbungen aus.

Trockener Stoff. Darunter ein schmaler Körper.

Hastig zog er die Hand zurück und sah sich nach anderen Schlammsammlern um, entdeckte aber nichts als Finsternis. Er ging in die Hocke und entzündete mit einem Fingerschnippen den Docht. Die Flamme sprang zappelig aus dem Nichts empor und beschien seinen Fund.

»Eigentlich mein Fund«, sagte Cagliostra.

Da lagen zwei Mädchen, beide leblos, das eine hellblond, das andere dunkelhaarig.